

# [Impressum]

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 12

PDF erstellt am: **10.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*  
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, [www.library.ethz.ch](http://www.library.ethz.ch)

<http://www.e-periodica.ch>

und teilte Alice mit, dass ich kurz nach Mitternacht fahren würde. Sie packte mir sofort einen kleinen Koffer. Dann gab ich ihr einen Abschiedskuss und ging.

Nun sass ich bereits im Eisenbahnwagen. Ich arbeitete fieberhaft einen genauen Plan für mein Vorgehen aus. Im Städtchen meiner Eltern würde ich aussteigen und meiner Frau ein beruhigendes Telegramm zustellen. Dann würde ich zuerst meiner Mutter einen Besuch abstatten und darauf Peter, um ihm den Zusammenhang mit dem erlogenen Telegramm zu erklären. Vielleicht würde ich nicht zehn, sondern nur vier, fünf oder sechs Tage mit ihr verbringen können. Aber die Anzahl der Tage war mit nicht so wichtig. Und nachher? Nachher würde ich wieder zufrieden zu meiner Frau, in mein Haus zurückkehren, und das Leben würde wieder weitergehen wie vorher: Büro, Arbeit, Heim, Alice, wieder Büro, Frühling und Herbst, Sommer und Winter; Radiomusik am Abend, gelegentlicher Kinobesuch, jahrhaus, jahrein.

Immer stiegen noch mehr Menschen in den Nachtschnellzug ein; Verliebte verabschiedeten sich auf dem Bahnsteig, andere schwatzen, um sich die Wartezeit zu vertreiben, aber ich höre und sehe nichts, ich denke nur an mein Abenteuer mit Evelyn vor zehn Jahren, das nun wieder aufleben soll.

Plötzlich höre ich eine Stimme «André!» rufen. Ich erwache aus meinen Träumereien, blicke durch das Wagenfenster und vernehmen von neuem den Ruf «André», André!» Da sehe ich im Dunkel der nächtlichen Bahnhofhallen eine weibliche Gestalt, die dem Bahnsteig entlang läuft. Um Gotteswillen! Es ist Alice, meine Frau. Ich rufe:

«Alice, Alice, hier bin ich!» Sie bahnt sich einen Weg durch das Gedränge, steigt zu mir ins Abteil und setzt sich neben mich. Nun umarmt sie mich und beginnt plötzlich zu weinen, indem sie mühsam hervorbringt:

«Ich komme mit dir, André.»

Ich versuche sie zu beruhigen.

«Aber Alice, was ist denn vorgefallen? Ich bitte dich, weine doch nicht. Erzähle mir, was dir zugestossen ist!»

«Es ist furchtbar», sagte sie schluchzend und überreicht mir ein Telegramm, das an sie adressiert ist. Zuerst fällt mir auf, dass es die Unterschrift meines Vaters trägt. Ich verstehe nicht mehr, aber dunkle Vorahnungen überfallen mich. Endlich

lese ich den Telegrammtext: Teile bitte André vorsichtig Tod seiner Mutter mit, erwarte Euch beide.

Nun setzt sich der Zug in Bewegung. Seine Insassen sprechen, lachen, rauchen, streiten oder schlafen. Wir entfernen uns immer mehr von unserer Stadt, und ich entferne mich immer mehr von meinen Jugenderinnerungen, von diesen Erinnerungen, die man niemals auffrischen soll. Das Leben selbst hat mich gerecht bestraft, und ich muss zugeben, dass ich es verdient habe. Man muss im Leben immer vorwärts und nicht zurückblicken.

Wir fahren immer weiter. Alice sitzt neben mir und blickt mich traurig an. Nach einer Weile sagt sie:

«Ich habe kein Billett, André; ich hatte keine Zeit mehr. Willst du es bitte dem Kondukteur sagen, bevor wir gebüsst werden? Bei den heutigen Preisen und mit deinem Lohn können wir uns dies nicht leisten ...»

«Schon gut», antwortete ich, «ich werde es ihm sagen.»

Obwohl meine Nerven zu versagen drohen und mir das Blut im Kopf hämmert, versuche ich mich nach aussen zu beherrschen. Tausend Gewissensbisse plagen mich; ich quäle mich mit Selbstwürfen. In dieser seelischen Pein ist mir nur eines klar: Das ist die Strafe. Die Strafe für die Lügen, den beabsichtigten Ehebruch, für das frevelhafte Spiel, das ich trieb, als ich den Gesundheitszustand meiner Mutter als Vorwand für das Telegramm nahm. In meiner Zerknirschung beginne ich zu glauben, dass ich sogar die Schuld am Tode meiner Mutter trage, ja, dass ich ihren Tod heraufbeschworen habe. Dann wieder versuche ich mir einzureden — und dies wohl zu meiner eigenen Entschuldigung und Entlastung, dass ich meinen Freund veranlasste, das Telegramm abzusenden, weil ich eine dunkle Vorahnung ihres kommenden Todes hatte, weil ich ihr nahendes Ende unbewusst gespürt hatte. Aber nein, in meinem Innersten weiss ich, dass es die Strafe ist für mein Vorgehen, das ich nun selbst nicht mehr verstehen kann und dessen ich mich schäme.

Während alle die Empfindungen der Reue, Beschämung und Trauer um meine Mutter auf mich einströmen, rollt der Zug, in dem ich sitze, unentwegt seinem Ziel entgegen, gleichsam unser Schicksal, das seinem Gesetze gehorcht, versinnbildlichend.

J. Graf